

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 42

Artikel: Kleine Kaffeekantate
Autor: Presso, E.S. / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



E. S. Presso:

8 1 1 TM

Kleine Kaffeekantate

Wenn Bekannte sich auf unsern Straßen begegnen, sagt einer von ihnen, sofern er es nicht eilig hat: «Wämmer gschwind zumene Käfeli?» Nicht Tee, nicht Wein, nicht Bier, nicht Kakao, sondern: zumene Käfeli. Genau so der Jüngling, der sich ein Herz faßt und das liebe Wesen anspricht: «Darf ich Sie zu einem Kaffee einladen?» Nicht Soft Ice, nicht Vermouth, nicht Sachertorte, sondern: Kaffee. «Mer sind gsii go käfele!» Das kann man sagen, und man sagt es sogar, wenn's nicht wahr ist. Versuchen Sie, ein derartiges Wort mit einem andern Getränk zu bilden! Es existiert keines.

Kaffee und Kaffeehäuser gibt es auch in der Schweiz schon lange. Beides wurde früher da und dort verboten: in Bern, Luzern, Lau-

sanne, Zürich ... Heute kneipt der Schweizer im Durchschnitt 75 Liter Kaffee jährlich.

«Fräulein, es Käfeli!» Wer so bestellt, wird von Kaffeefans geschnitten: das kann kein Kaffeekenner sein, und mit ihm wollen sie nichts zu tun haben; so ähnlich hat ein Redaktor seinerzeit die Leute ausgelesen, von denen er nichts wissen wollte: «Wänn eine d Scheitle i de Mitti hät und sowieso» sait, isch er für mich erlediget.»

Hören wir also, wie die Leute an der Stehbar es besser machen:

«Fräulein, usdrücklich hani gsait: e Schale Gold. Sell ich Ine emal es Goldstückli zeige, dänn chönd Si ...»

«Fräulein, e Schale tunkel, aber nid

z tunkel, eso mitteltunkel, ehnder echli gäges Helli zue ...»

«Fräulein, e Schale bruun, nid z bleich, öppe i de Farb vom Louis Armstrong ...»

«Fräulein, chunnt die Schale mit chalter, aber nu mit chalter, i mues prässiere und wott mer nid de Latz verbräne ...»

«Fräulein, nid Milch, sondern Rahm, ich zahle ja schliesslich für de Rahm ...»

«Fräulein, de Espresso mueß aber schtarch sii, kei Glünggelwasser, gälled Si, ich wott dänn chöne säge: da hani d Wöhli i de Magehöhli ...»

Und da steht ein weißhaariger Emigrant neben dir, aus dem k. k. Wien, und er erzählt dir, wieviele Arten Kaffee man ehemals im schönen, alten Wean ausgeschenkt bekam: den Fiaker, schwarz im Glas

mit Schlagobers, und war er kalt, so hieß er Einspänner ... den kleinen und den großen Schwarzen, Braunen, Weißen ... den Ultimo mit dem Schüßchen Rum ... den Schwarzen gespritzt ... die Schale Haut ... den Kapo ... Da kommst du nicht mehr mit, kriegst Kopfweh, schluckst eine Tablette, und da ist übrigens auch Koffein drin.

O ja, und wer nicht Kopfwehpulver schluckt, bekommt vielleicht bei Gelegenheit Koffeinspritzen. Kaffeebohnen wurden ja einst in Marseille zuerst in der Apotheke geführt, und die Aerzte empfahlen sie gegen Schwindsucht, Gicht, Blattern, Skorbut, warten aber ausgerechnet vor Milchkaffee: da könne man die Lepra kriegen.

Hans Eduard Jacob meint: Wo die Frau regiert, wird viel, aber schlechter Kaffee getrunken.

«Ei, wie schmeckt der Kaffee süße, lieblicher als tausend Küsse.» So steht es im Text von Picander, aus welchem Johann Sebastian Bach eine Kaffeekantate gemacht hat: der Vater will seine kaffeenärrische Tochter vom hitzigen Mohrengetränk abbringen, droht schließlich gar: «Entweder Kaffee oder einen Mann», während das Lieschen in der Bekanntschaft ausposaunt: «Kein Freier kommt mir in das Haus, er hab' es mir denn selbst versprochen und rück' es auf der Ehestiftung ein, daß mir erlaubt möge sein, den Coffee, wie ich will, zu kochen!»

Die Kantate, im Hauptkaffeeland Brasilien lange vernachlässigt, soll neuerdings jedes Jahr in Rio de Janeiro mit spanischem Text bei Universitätskonzerten gesungen werden: zarte Werbung. Massiver ist die Anordnung in Kolumbien, bei offiziellen Empfängen seien die Trinksprüche mit Kaffee auszubringen: Propaganda fürs Kaffeetrinken, Herabsetzung der Champagnereinfuhr.

Natürlich gab es auch Teekränzchen, aber Tee war hauptsächlich für gehobene Zirkel reserviert, über deren Atmosphäre ein altes Gedichtchen plaudert: «Und ferne stehen die Söhne, die Gatten: schwarz wie die Krähen mit weißen Krawatten. Ein laulich Gebräue mit Zucker und Sahne, und immer aufs Neue: die schwache Tisane! Und Kuchen und Backwerk und Torte: man öffnet zum Hackwerk das Pianoforte.»

Mirabeau schrieb: Tee und Kaffee haben dem Laster der Trunkenheit

stärkere Schranken gesetzt als die Lehren der Moralisten, die Wissenschaften und die Aufklärung.

Frühstück. Er: üppig in die Zeitung vertieft. Sie: stellt zwei drei Fragen, erhält keine Antwort, steht auf, geht rasch in die Küche, während der Hund durch die offene Tür ins Zimmer kommt, auf den Stuhl springt und äußerst geräuschvoll am Morgenkaffee zu lappen beginnt. Hierauf der Mann, ohne vom Morgenblatt aufzusehen: «So, Fraue!i, so guet wie hütt hät der de Kafi meini scho lang nüme geschmückt.»

Eine Verehrerin lud Peter Altenberg, der eigentlich Richard Engländer hieß, ins steiermärkische Gebirge ein. Vorsichtig schrieb Altenberg zurück, ob es denn dort ein Kaffeehaus gebe, und als die Antwort nicht eindeutig ausfiel, sagte er kurzerhand ab.

Von einem gefährlichen Betrüger, der in Zürich sein Unwesen trieb, besaß die Polizei zwar kein genaues Signalement, wußte aber, daß er im Kaffeehaus stets einen «Kafi double» zu verlangen pflegte, machte die Wirte darauf aufmerksam und erhielt eines Tages die Meldung eines Cafetiers, es sitze ein Gast bei ihm, der einen Café double verlangt habe. Der Bursche wurde geschnappt.

«Wie findes Si üsen Kafi?»
«Ich wetti säge: er hät ein Vorteil: es isch kei Zichorie dine. Und er hät ein Nachteil: es isch kei Kafi dine.»

Es sagt, schrieb Wilhelm Raabe, mancher Kaffee muß sich mit Zichorie begnügen. Das war vor allem in Kriegszeiten so: man griff auch in unserm Jahrhundert noch zu Ersatz aus Kastanien, Spargelsamen, Linsen, Futterrüben, Hollunder, Topinambur, Löwenzahnwurzeln, Sonnenblumen, Hanf, Kürbiskernen, Buchensamen, ja sogar zu Kaffee aus Wein- und Bierhefe. Zwischen 1939 und 1945 pflanzte man wieder mehr die Wegwarte an, die auch Wäglegere, Sonnenwirbel und gar Verfluchte Jungfrau heißt, und die unsere Zichorie liefert.

Als der Kaffee bei uns infolge Napoleons Kontinental Sperre knapp wurde, verriet ein Zürcher Kalender 1809 ein bäumiges Kafi-Rezept: «Man dörrt *Birrenschnitze*, zerhackt sie ganz fein, dörrt sie hernach sehr hart, rüstet sie, *wie den Kaffee*, mahlt sie in einer *Kaffee-Mühle*, siedet sie, *wie den Kaffee*,

und trinkt davon, wie von *veritablem Kaffee*. Angesehene Weiber, denen man diese Operation verschwiegen hatte, und die doch im Kaffee-Rath die ersten Stellen bekleiden, haben von diesem Kaffee getrunken und versichern bey ihrem Eid, daß es recht delicat sey. Wer zweifelt, macht die Probe.»

Bismarck betrat im deutsch-französischen Krieg mit Gefolge ein Kaffeehaus, fragte die Wirtin, ob sie Zichorie im Haus habe und bat, da sie bejahte, sie möchte ihren ganzen Zichorienvorrat bringen; er, Bismarck, wolle ihr die ganze Ware abkaufen. Und nachdem sie den Zichorienvorrat vor ihm aufgehäuft hatte, sagte Bismarck freundlich, aber bestimmt: «So, das haben Sie fein gemacht. Gehen Sie jetzt in die Küche und brauen Sie mir einen reinen starken Kaffee!»

«Komisch, wän ich schwarze Kafi trinke, chan i eifach nid pfuuse.»
«Bi mir isch es grad umkehrt: wän ich pfuuse, chan ich kei schwarze Kafi trinke.»

Als der leidenschaftliche Kaffeetrinker Schiller, der oft bis zur Erschöpfung arbeitete, den «Wilhelm Tell» schrieb, saß er oft Tag und Nacht am Schreibtisch. Goethe erzählte darüber, während er mit der Faust auf den Tisch hieb: «Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus *einem Guß*.»

Polgar erzählte von einem Ehepaar, das täglich das gleiche Kaffeehaus aufsuchte und dort friedlich die freien Stunden verbrachte. Eine gute Ehe? O nein, meinte Polgar, aber ein gutes Kaffeehaus!

Man pflegt zu wissen, wer in welchem Kaffeehaus verkehrt, wer – um dieses eine Beispiel zu nennen – wann im Zürcher «Odeon» zu treffen ist, so wie man ehemals wußte, wann Arnold Kübler im Bahnhofbüffet schrieb. Man wußte: Brahms verkehrte im Café Heinrichhof in Wien, Beethoven etwa in der «Goldenen Birn», wenn er nicht vorzog, sich daheim einen Starken – 60 Bohnen je Tasse! – zu brauen. Lenau spielte Billard im «Silbernen Kaffeehaus». Man weiß, welche Persönlichkeiten im Caffè Greco in Rom – es soll abgebrochen werden, hieß es vor Monaten – verkehrt ha-

ben, von Schopenhauer und Rossini über Goldoni, Casanova, Franklin, Gogol bis Stendhal und Goethe, außerdem natürlich Felix Mendelssohn, der respektlos von einer wüsten Spelunke sprach, «vollgestopft mit finsternen Gesellen und ganz scheußlichem Volk».

Ohne Kaffee fast undenkbar ist die gemütliche Café-Conditorei, obwohl sie bei uns vorwiegend Tea-Room heißt, und obwohl der berühmteste Conditorei-Schlager von Tee redet, im übrigen aber nett andeutet: «Und das elektrische Klavier, das klimpert leise eine Weise von Liebeslust und -weh.» Als Buben sangen wir allerdings einen Falschmünzerrefrain: «In einer kleinen Conditorei da saßen wir zwei bei Eisen und Blei, du sprachst kein Wort, kein einziges Wort, und wußtest sofort (Klopfen: togg-togg-togg): Kriminalpolizei.» Jede Stadt hatte ihre berühmten Konditoreien. Berlin zum Beispiel das Kranzler, das im gleichfalls berühmten Gassenhauer untergekommen ist: «De kannst mir mal forn Sechser, weil wir uns jade kennen, bei Kranzlern um de Ecke nach Kuchenkrümel rennen ...»

Goethe hegte ein kindisches Vorurteil gegen den Kaffee, er verschlang zum Frühstück lieber eine

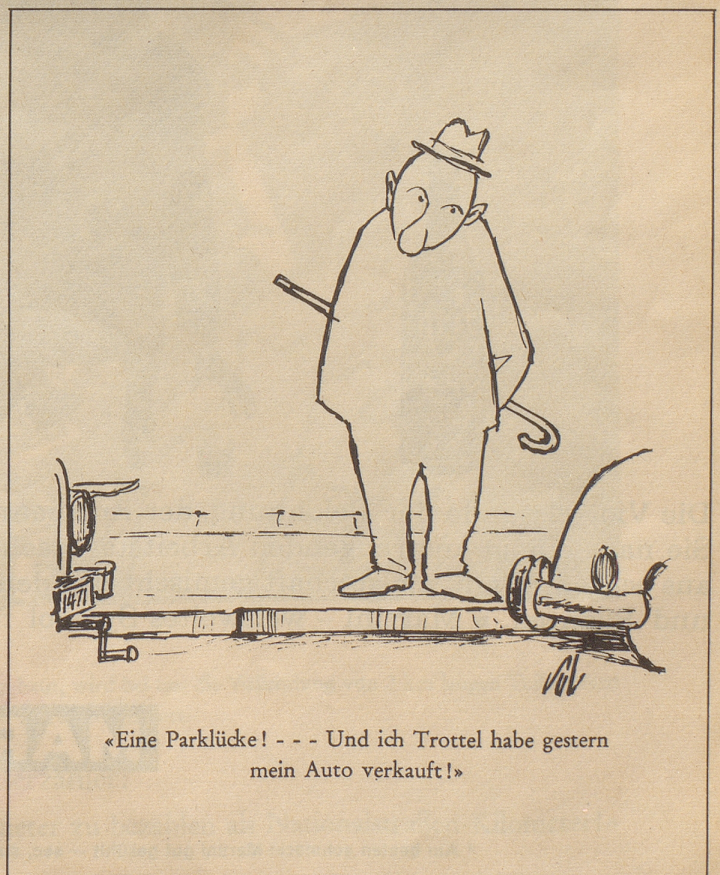
Weinsuppe oder einen Topf Schokolade und riet jedermann vom Kaffee ab. «Ich habe immer noch von Ihrem Biskuitkuchen und hoffe, daß Sie keinen Kaffee mehr trinken», schreibt er 1777 der Oberstallmeisterin Charlotte von Stein, und später, als die zarten Beziehungen in die Brüche gehen: «Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rath in Absicht des Caffees verachtet. Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeitlang wohl eingesehen und das du, aus Liebe zu mir, auf eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest.»

Wer hatte das bessere Teil erwählt? Der Kaffeefeind Goethe wurde 83 Jahre alt. Charlotte von Stein aber starb 1827 im 85. Altersjahr.

Voltaire überliefert einen Ausspruch der Madame de Sévigné über Racine: «Der Dichter Racine wird vorübergehen wie der Kaffee.» Zwei Irrtümer auf einen Schlag.

Der Kaffee, meinte Talleyrand, muß heiß sein wie die Hölle, schwarz wie der Teufel, rein wie ein Engel und süß wie die Liebe.

Kaffee, sage ich, ist Geschmacksache.



«Eine Parklücke! - - - Und ich Trottel habe gestern mein Auto verkauft!»